

## AUS DEM ARCHIV

Manfred Sturmann

## Die Sendung Franz Kafkas (1928)

# Bayerische Israelitische Gemeindezeitung

Nachrichtenblatt der Israelitischen Kultusgemeinde in München  
und des Verbandes Bayerischer Israelitischer Gemeinden

---

erschienen am 1. und 15. jeden Monats. — Verlag: D. Heller, München, Herzog-Wilhelms-Platz 4, Fernsprecher 51079, Postfachkonto Nr. 5887, München. — Herausgeber: Dr. Eugen Schmidt, Nachrichtenamt in München, Kunstplatz 6.

Bezugspreis für nicht eingetragene Bezahler: Monat 4.— für das Jahr: 40.— Anzeigenpreis: Die 4 gespaltene Millimeter breite 40 Pfennige. Familienanzeigen, Stellenangebote, Wohnungsangebote 15 Pfennige.

1928 München, 15. März Nr. 5

---

Inhalt: Die Sendung Franz Kafkas — Die Juden in Bayern — Vom Kern der Religion — Jakob Herz — Reichsverband der deutschen Juden — Die Gründung des Israelitischen Friedhofes in Gillingen — Bekehrung — Aus dem Verbands — Aus der Ge-

meinde — Wülfersbau — Vereine — Kämlicher Angelegenheiten: Bekanntmachung der Israelitischen Kultusgemeinde München über Maxzuzuförderung — Personalia.

---

## Die Sendung Franz Kafkas

von Manfred Sturmann

I.

Es erübrigt sich heute, fast vier Jahre nach dem Tode Franz Kafkas, mit dem Nachdruck auf seine Bedeutung hinzuweisen, der 1924 noch notwendig war, um sich Gehör zu verschaffen. Allmählich ist die Gemeinde des Dichters gewachsen, die Kühlsten und Fernstehendsten haben bei den gewaltigen Gaben seines Nachlasses aufmerken müssen, und jene Wenigen, die noch zu seinen Lebzeiten und unmittelbar nach dem Tode des Unvergesslichen immer wieder seine Größe klarzustellen und seine zukünftige Wirkungskraft zu prophezeien sich bemühten, jene Wenigen haben eine beglückende Bestätigung erfahren dür-

fas Melodie, die seiner selbst und die seiner Dichtung; denn nirgends anders finden wir eine solche Einheit von Leben und Werk wie bei ihm. Diese Melodie klingt aus der noch zu Lebzeiten erschienenen Novelle „Die Verwandlung“, aus den Romanen „Der Prozess“ und „Das Schloss“ und schließlich aus dem dritten Nachlassband, der im folgenden noch näher betrachtet werden wird.

Wohin es noch eines Beweises, daß diese feine Melodie eine jüdische ist? Ist Kafkas Thema nicht das jüdische Schicksal in letzter Prägung? Jenes der Ordnung Gegenüberstehen, jene Sehnsucht, seine Art zur Norm zu machen, jene Bemühung, in die Nähe zu treten, nur um aufzuheben, ein Sonderfall zu sein? Wenn Joseph K. im „Prozess“ sein Leben singt im Kampf mit einer geheimnisvollen Gerichtsbehörde, nur um den Grund zu erforschen, weshalb er verfolgt und verurteilt ist; wenn K. im „Schloss“ seine letzten Energien verstreut, nur um in einer fremdartigen Umgebung Durchschmittens zu werden; wenn schließlich der festschüssliche Karl Rossman im dritten Nachlassband „Amerika“ trotz allem Fleiß und aller Entbehrung in seinem Bestreben, sich der Ordnung des fremden Kontinents einzureihen, immer wieder verlagert — wer spürte nicht über den Leiden dieser Einflamen den Schlaghatten des jüdischen Schicksals?

Überall in Kafkas Werk leben die Menschen gleich Zuhörern um den Einzelfall, Raumend zuweisen, doch oft auch mit Gelächter. „Es ist doch so einfach, dassein!“ denken sie. Kann die Parallele noch deutlicher sein: Wie der Held in Kafkas Werk den Zuhörern, so steht der Jude seiner Umgebung gegenüber, als Einzelfall, als betrübend, und stiehlt dem künftigen Leser die Ertragswaren. Im „Prozess“ erzählt Kafka eine Legende, in der ein Mensch zum Züchtler des Geistes wandert und Einlaß be-

1 Der Novellenband „Der Hungerkünstler“ und der Roman „Der Prozess“ erschienen im Verlag Die Schmiede, Berlin; alle übrigen Werke bei Kurt Wolff in München.

## I.

Es erübrigt sich heute, fast vier Jahre nach dem Tode Franz Kafkas, mit dem Nachdruck auf seine Bedeutung hinzuweisen, der 1924 noch notwendig war, um sich Gehör zu verschaffen. Allmählich ist die Gemeinde des Dichters gewachsen, die Kühlsten und Fernstehendsten haben bei den gewaltigen Gaben seines Nachlasses aufmerken müssen, und jene Wenigen, die noch zu seinen Lebzeiten und unmittelbar nach dem Tode des Unvergesslichen immer wieder seine Größe klarzustellen und seine zukünftige Wirkungskraft zu prophezeien sich bemühten, jene Wenigen haben eine beglückende Bestätigung erfahren dür-

fen und nicht zuletzt die Gewißheit, daß Franz Kafka die Anerkennung und darüber hinaus den Ruhm finden wird, der ihm gebührt. Noch ist es nicht so weit. Wohl ist der Name Kafka im Kreise der literarisch Interessierten längst kein Unbekannter mehr, wohl wachsen von Tag zu Tag die Stimmen, die den Vorstoß durch die Indifferenz weiterer Kreise intensivieren helfen – noch aber hat leider dieser Vorstoß nicht jene Kraft erreicht, die allein letzte Verbreitung und damit die Unvergänglichkeit des Werkes gewährleistet.

Franz Kafka ist ein jüdischer Dichter, nicht nur seiner Abstammung nach, sondern vor allem gemäß seiner geistigen Struktur und nach jener tragischen Besessenheit, mit welcher er versucht, sich dem Gefüge der Welt einzuordnen. Franz Kafka ist der Jude schlechthin. Es ist vielleicht gut zu sagen: Der Ewige Jude. Kafka, der das Maß beherrscht, wie kein zweiter Dichter dieses Jahrhunderts, steht selber ungemessen der Ordnung, dem Kosmos gegenüber. Nirgends gibt es einen verborgenen Winkel, in den er sich betten darf; was bei jedem Kuli eine Selbstverständlichkeit ist, wird bei ihm zur Utopie. Er müht sich, erniedrigt sich, zwingt sich mit heroischer Geduld zu immer erneutem Versuch. Aber es liegt doch gleichzeitig eine Hoffnungslosigkeit, eine Verzweiflung in dieser Bemühung, und indessen entblättert sich das Leben wie ein herbsthlicher Baum. Das ist Kafkas Melodie, die seiner selbst und die seiner Dichtung; denn nirgends anders finden wir eine solche Einheit von Leben und Werk wie bei ihm. Diese Melodie klingt aus der noch zu Lebzeiten erschienenen Novelle *Die Verwandlung*, aus den Romanen *Der Prozeß* und *Das Schloß* und schließlich aus dem dritten Nachlaßband, der im folgenden noch näher betrachtet werden wird.<sup>1</sup>

Bedarf es noch eines Beweises, daß diese seine Melodie eine jüdische ist? Ist Kafkas Thema nicht das jüdische Schicksal in letzter Prägnanz? Jenes der Ordnung Gegenüberstehen, jene Sehnsucht, seine Art zur Norm zu machen, jene Bemühung, in die Reihe zu treten, nur um aufzuhören, ein Sonderfall zu sein? Wenn Joseph K. im *Prozeß* sein Leben hingibt im Kampf mit einer geheimnisvollen Gerichtsbehörde, nur um den Grund zu erforschen, weshalb er verfolgt und verurteilt ist; wenn K. im *Schloß* seine letzten Energien verschwendet, nur um in

<sup>1</sup> Der Novellenband *Der Hungerkünstler* und der Roman *Der Prozeß* erschienen im Verlag *Die Schmiede*, Berlin; alle übrigen Werke bei Kurt Wolff in München.

einer fremdartigen Umgebung Durchschnittsmensch zu werden; wenn schließlich der sechzehnjährige Karl Roßmann im dritten Nachlaßband *Amerika* trotz allem Fleiße und aller Entbehrung in seinem Bestreben, sich der Ordnung des fremden Kontinents einzureihen, immer wieder versagt – wer spürte nicht über den Leiden dieser Einsamen den Schlagschatten des jüdischen Geschicks?

Überall in Kafkas Werk stehen die Menschen gleich Zuschauern um den Einzelfall, staunend zuweilen, doch oft auch mit Gelächter. „Es ist doch so einfach, dazusein!“ denken sie. Kann die Parallele noch deutlicher sein: Wie der Held in Kafkas Werk den Zuschauern, so steht der Jude seiner Umgebung gegenüber, als Einzelfall, als betrachtens- und vielleicht bemitleidenswerte Extravaganz. Im *Prozeß* erzählt Kafka eine Legende, in der ein Mensch zum Türhüter des Gesetzes wandert und Einlaß begehrt. „Es ist möglich“, sagt der Türhüter, „jetzt aber nicht.“ Und der Arme wartet vor der Türe, Monde und Jahre. Er gibt den Versuch auf, hineinzuspringen in das Gesetz und wartet, bis man ihm die Türen öffnet. Indessen wird er alt, krank und kindisch. Ehe er stirbt, rafft er sich noch einmal zu einer Frage auf. „Alle streben doch nach dem Gesetz,“ sagt der Mann, „wieso kommt es, daß in den vielen Jahren niemand außer mir Einlaß begehrt hat?“ Und der Türhüter antwortet: „Hier konnte niemand sonst Einlaß erhalten, denn dieser Eingang war nur für dich bestimmt. Ich gehe jetzt und schließe ihn.“

In diesen Tagen ist der dritte Nachlaßband *Amerika* erschienen. Mit diesem Werk – und den beiden anderen genannten Romanen *Der Prozeß* und *Das Schloß* – schließt sich Kafkas geniale Trilogie des Einsamen, des faustischen Wanderers, des um die letzte Weisheit Irrenden. Kein zweiter Dichter unter den Jüngeren vermochte mit so einfachen Mitteln Epen solcher Größe zu schaffen; keiner so über die Zeit hinauszuwachsen wie Kafka; keiner mit einer aus Einfachheit emporgesteigerten Sätzen Prosa zu formen, die in ihrer geordneten Klangfülle wie eine Wortsymphonie wirkt. Wer kann das Geheimnis deuten: Kafkas Sprache ist streng; jemand, der sie zum ersten Male liest, wäre versucht, sie als kalt zu empfinden. Dem aber ist nicht so. Diese Prosa ist zwar ausnahmslos frei von Lyrismen; sie ist herauskristallisiert aus der Idee, aus Kafkas tragischer Besessenheit eben. Aber wie der Kristall hart ist und doch der Weichheit des Lichts sich nicht versagt, so ist die Sprache Kafkas nach außen hart abgegrenzt, doch von allen Seiten her durchsichtig,

spiegelt sie innerste Bewegtheit wider, Liebe und Mitleid, und so verbindet sich zu seltener Einheit das zwiefache Maß: Form und Gehalt.

## II.

*Amerika* ist das weltlichste Buch Kafkas im wortwörtlichen Sinne. Das Buch nämlich, das der Welt am nächsten kommt. Während im *Prozeß* und im *Schloß* der Einsame der Welt gegenübersteht, mit jener Sehnsucht, von der wir oben sprachen – ist Karl Roßmann im dritten Roman ein Knabe, der noch nicht um diese Stille weiß, der sich des Tragischen also noch nicht bewußt wurde.

Er will nichts als ein in geordneten Verhältnissen lebender Mensch werden, nur ein Arbeiter. Der Junge hat Pech gehabt. Er wurde von einem Dienstmädchen verführt und ist mit sechzehn Jahren Vater geworden. Die kleinbürgerlichen, durch das Mißgeschick kopflos gewordenen Eltern schicken ihn nach Amerika. Das ist in solchen Fällen am bequemsten. Das Dienstmädchen aber weiß, daß Karl einen Onkel in Amerika hat. Sie schreibt an ihn, und so kommt es, daß der junge Auswanderer, noch ehe er das Schiff verläßt, im Hafen von Newyork von seinem Onkel gefunden wird. Es scheint nun alles gut zu enden. Karl hat Zeit, sich in einem reichen Hause auf die Neue Welt vorzubereiten. Er wird verwöhnt, bekommt ein Klavier, einen Hauslehrer und Reitunterricht. Der Onkel ist ihm zwar mit väterlicher Liebe zugetan, aber so sehr Prinzipienmensch, daß er aus einem geringfügigen Anlaß den Nefen verstößt und der Hölle des fremden Landes preisgibt. Karls Schicksal wendet sich jäh. Er weilt eben noch in einem prunkvollen Landhause bei Neuyork – da verstrickt sich die Situation: Plötzlich sind jene Menschen, die ihn eben noch gastlich bewirteten, seine Feinde, die Villa wird zum Labyrinth, die so sanft scheinende Tochter des Hauses zum Ungeheuer, mit dem er sich buchstäblich zu prügeln hat, und zu allem Überfluß wird ihm mitten in seiner Verwirrung ein Brief des Onkels übergeben, nach welchem er verstoßen ist und nie mehr in das Haus des Onkels zurückkehren darf. Karl sitzt auf der Straße. In einer Herberge lernt er zwei Strolche kennen, Delamarche und Robinson, – sie erinnern in allem an die beiden Gehilfen im *Schloß* – die ihn unter dem Vorwand, für ihn Arbeit zu suchen, mitschleppen und ihn doch nur ausnutzen, bis es zum offenen Streit kommt. Karl verläßt die Weggenossen und findet im Hotel Occidental ein Unterkommen als Liftjunge. Sein Dienst

ist maßlos schwer. Mit äußerster Anspannung nur kann er auf seinem Posten ausharren. Er beißt die Zähne zusammen, er muß sich durchkämpfen, um langsam aus der kleinen Anstellung aufzusteigen. Er gewöhnt sich recht und schlecht an die neue Umgebung und an das Zusammenleben mit den anderen Liftjungen des Hotels. Schon hat er von seinen Trinkgeldern ein hübsches Sümmchen erspart, in der einflußreichen Oberköchin eine Gönnerin und in der kleinen Sekretärin Therese eine reizende Freundin gefunden. Wieder hat es den Anschein, als stünden seine Sterne gut. Da aber taucht plötzlich Robinson auf, er ist hoffnungslos betrunken. Karls Situation ist unerträglich. Er bringt es nicht fertig, den Burschen hinauszuerwerfen und läßt sich von seiner Gutherzigkeit verleiten, seinen Posten ohne Erlaubnis, für ein paar Minuten nur, zu verlassen, um den betrunkenen Robinson im Schlafsaal der Liftjungen in Sicherheit zu bringen. Das Versäumnis wird von seinem Vorgesetzten entdeckt, eine grundlose Diebstahlsverdächtigung kommt hinzu – Karl ist fristlos entlassen. Wieder hat er nur Feinde um sich. Sein einziger Wunsch in seiner namenlosen Enttäuschung ist, fortzukommen, er flieht, ohne die der Oberköchin zur Aufbewahrung anvertrauten Ersparnisse an sich zu nehmen. Karl ist wieder frei, aber ärmer und verlassener als ein Hund. Es bleibt nichts anderes übrig: Er schließt sich Robinson wieder an, der ihm Hilfe verspricht, aber Karl fällt dem zu einem gewissen Wohlstand gelangten Delamarche in die Hände, und die alte Feindschaft lodert wieder auf. Karls Lage ist unbeschreiblich: Es gibt blutige Schlägereien, er wird zum Knecht, zum Küchenjungen degradiert.

Hier bricht der fragmentarische Roman ab. Wir erfahren nichts mehr von den Leiden des mutigen Jungen. Dann aber, im letzten Kapitel, das Kafka „Das Naturtheater von Oklahoma“ überschreibt, stoßen wir wieder auf Karls Fährte. Wir erfahren, daß er in diesem phantastischen Naturtheater eine Anstellung erhält. Das Schlußkapitel ist irgendwie heiterer gehalten. Wir glauben annehmen zu dürfen, daß Karls Weg endlich aufwärts führt, und wirklich, Max Brod deutet in seinem Nachwort darauf hin, daß es Kafkas Plan gewesen sei, dieses Buch mit einer Verklärung abzuschließen: Karl Roßmann sollte sein Ziel erreichen, auf beiden Füßen stehen bleiben und hier, in diesem, ihn anfangs so feindlich anmutenden Lande endlich geruhigte Aufnahme und Einordnung finden.

*Amerika* übertrifft die früheren Werke Kafkas durch seine gesteigerte Bewegtheit. Es ist der Optimismus der Jugend, der

hier hellere Farben spendet. Weil Karl Roßmann noch unbeußt vorwärts dringt und jener Hoffnungslosigkeit fern ist, in der sonst die Spannkraft des Kafkaschen Helden erlischt. *Amerika* ist wohl auch das phantasie reichste Buch des Dichters. Zuweilen gibt die Strenge nach unter der Glut des inneren Gesichtes: Kafka ist kaum über die Grenzen Böhmens hinausgekommen und vermag doch eine Vision Amerikas festzuhalten, als wäre er lange drüben gewesen. Seine Bilder wachsen ins Gigantische: Riesenhotel und Chaos der Straße, Neuyorker Proletarierelend – und dann wieder die gewaltige Schilderung des Naturtheaters.

Nach dem Torso dieser Dichtung zu urteilen, hätte wie in dem jungen Karl Roßmann vielleicht auch in Kafka selber eine Verklärung stattgefunden, wenn nicht der Tod den Einundvierzigjährigen vorzeitig gefällt hätte. Aber wir haben immer noch der Lektüre eines Buches von Kafka das Gefühl, als brauchten wir Weiteres nicht. Schlägt irgend eines seiner Bücher auf, lest ein paar Zeilen darin und ihr wißt, wer Kafka gewesen ist! Jede Zeile zeugt von solcher Größe, daß die Spuren dieses Gestalters unverlöschbar sind. Es wird eine Zeit kommen, da man Kafka einstimmig unter die größten Epiker aller Zeiten zählen wird. Dann werden die Menschen, und vor allem wir Juden – wie er Einlaß begehrte in die Welt – Einlaß begehren in sein Werk. Und wir werden Einlaß finden, denn Kafkas Werk ruht auf einem sicher tragenden und bereiten Pfeiler: auf seiner Güte.

*In: Bayerische Israelitische Gemeindezeitung (München), Nr. 5 vom 15. März 1928, S. 65–67. – Auch in: Jüdische Rundschau (Berlin), Jg. 33, Nr. 20 vom 9. März 1928, S. 143. – Unter dem Titel „Franz Kafka und sein Roman ‚Amerika‘“ in: Gemeindeblatt der Israelitischen Religionsgemeinde Dresden (Dresden), Jg. 7, Nr. 2, S. 2–3.*

*Nachdruck mit freundlicher Genehmigung von Herrn Oren Schindel, Jerusalem.*

Dirk HeiBerer

## Kommentar

Der Lyriker und Erzähler Manfred Sturmann (1903–1989) aus Königsberg hat in seinen Münchner Jahren (1922–1938) wiederholt auf die Bedeutung Franz Kafkas hingewiesen. Schon in seinem Nachruf, der im Juli 1924 erst in der Zeitschrift *Menorah* (Wien, Frankfurt a. M.) und am 21. August 1924 auch in der *Allgemeinen Zeitung* (Augsburg) erschien, betonte Sturmann Kafkas „jüdische Sensibilität“, die ihn, nach intensiven Hebräisch-Studien, ziemlich sicher „ins heilige Land“ geführt hätte. Anlässlich des von Max Brod aus Kafkas Nachlass herausgegebenen Romans *Der Prozeß* dankt Sturmann Brod in *Das Jüdische Echo* (München) vom 22. Januar 1926 dafür, sich über das testamentarisch verfügte Publikationsverbot des Freundes hinweggesetzt zu haben: „Kafka ist eben ein ganz Großer gewesen, der einst einer heranwachsenden Dichtergeneration einen neuen Ausblick öffnen wird.“ Den zweiten „Nachlaßroman“ *Das Schloß* würdigt Sturmann in der *Menorah* im August 1927 als „zeitlos“. Der hier nachgedruckte Aufsatz „Die Sendung Franz Kafkas“ (1928, 1931) deutet Kafka erstmals umfassend als „jüdischen Dichter“.

„Dieses Leben scheint unerträglich, ein anderes unerreichbar“ – der Satz aus Kafkas Nachlassband *Beim Bau der chinesischen Mauer* ist für Sturmann in der *Jüdischen Rundschau* (Berlin) vom 1. Dezember 1931 der „Zauberschlüssel zu seinem Werk“. Der Satz ist auch das Motto für Sturmanns Aufsatz „Franz Kafka. Ein Versuch aus Anlaß des zehnten Todestages“ in der *Bayerischen Israelitischen Gemeindezeitung* (München) vom 15. Juli 1934. Dort heißt es, Kafkas Werk werde „niemals in die breite Masse zu dringen vermögen, weil die Voraussetzungen zu seinem Verständnis zu hohe sind“. Die „Kafkasche Welt“ zeige sich zwar schon in den frühen Novellen wie *Die Verwandlung*, *Der Heizer* und *In der Strafkolonie*, „ihre letzte Geschlossenheit und ihre mögliche Deutung“ erhalte sie jedoch „erst in der breiten Epik seiner Romane“.

Höhepunkt der Bemühungen Manfred Sturmanns um die Deutung von Kafkas Werk war seine „Gedenkrede“ aus Anlass von Kafkas 10. Todestag in München am 27. September 1934 im

Gemeindesaal des Jüdischen Kulturbunds in Bayern, Herzog-Max-Straße 7. Den „gut besuchten Franz-Kafka Abend“ würdigte Schalom Ben-Chorin in der *Jüdischen Rundschau* (Berlin) am 5. Oktober 1934. Der Abend sei eingeleitet worden „durch eine die Persönlichkeit und das Werk Franz Kafkas in hervorragender Weise beschreibenden und deutenden Rede des Münchner Schriftstellers und Kafka Forschers Manfred Sturmman“. Im Anschluss dran habe Elisabeth Springer „vier Skizzen Kafkas“ vorgetragen, „unter denen ‚Das Gesetz‘ die erschütterndste war“. Ausführlicher fasste Dr. Hertha Lieber den „Kafka-Abend im Kulturbund München“ in der *Bayerischen Israelitischen Gemeindezeitung* (München) vom 15. Oktober 1934 zusammen; Sturmman sei es vor allem darauf angekommen, „das Jüdische in der Dichtung Kafkas aufzuzeigen“. Unter dem Titel „Der Jude Franz Kafka“ erschienen Auszüge aus Sturmmanns „Gedenkrede auf den Dichter“ in der *Jüdischen Bibliothek* (Berlin) am 24. Januar 1935.

Das Erscheinen des ersten Bandes der „Gesamtausgabe der Werke Franz Kafkas“, der *Erzählungen und kleine Prosa*, herausgegeben von Max Brod im Berliner Schocken-Verlag, begrüßte Manfred Sturmman noch in der *Bayerischen Israelitischen Gemeindezeitung* (München) am 1. Mai 1935. Danach ist kein Beitrag von ihm zu Kafka mehr nachweisbar. Nachdem Sturmman 1938 nach Palästina ausgewandert war, nahm er sich in Jerusalem der Dichterin Else Lasker-Schüler (1869-1945) und ihres Nachlasses an. Eine späte Würdigung erfuhr Sturmmanns Kafka-Deutung als „jüdischer Dichter“ in dem Aufsatz von Manfred Voigts: Entdeckung Kafkas als jüdischer Autor (in: Steffen Höhne u.a. (Hg.): *Franz Kafka. Wirkung und Wirkungsverbindung*. Köln u.a. 2014, S. 93–100, hier S. 95).